

Regelsysteme zu etablieren, die inhaltsbezogener und flexibler, somit auch wieder potenziell reicher »an kulturellem Sinn« sein könnten als heutige baurechtliche und normative »Standards«? Baukultur besteht darüber hinaus aber auch darin, eine ›Prise Utopie‹ mit den tatsächlichen Möglichkeiten unter einen Hut zu bringen. Einen Wegweiser dafür könnte das Engagement von Max Frisch abgeben. Der viele Jahre als Architekt arbeitende Schweizer Schriftsteller begriff und definierte Städtebau als politisches Anliegen der verantwortungsbewussten Bürgerschaft. Womit nicht gemeint war, dass die »kritische Öffentlichkeit« selbst plane, sondern dass Planung unter ihrer Kontrolle stattzufinden habe. Frischs Konzeption zielte nicht auf eine architektonische Vollendung suggerierende Stadtutopie, sondern auf ein prozessuales Planungsmodell. Nicht intellektuelle Spiele und ästhetische Versuchsanordnungen,

sondern zielgerichtete Reform der herrschenden Lebensverhältnisse waren sein Anliegen. Spätestens damit wird das Bauen (wieder) zu einer Sache des *res publica*.

Dies aber ist nicht zuletzt ein stadtpolitisches Projekt. Denn was gebaut wird, wie etwas geplant wird, das sagt viel über die Gesellschaft aus, in der es stattfindet. Und umgekehrt. Einerseits hat sich die Architektur – mit ihren »Raumbildern für Lebensstile« und »Bühnenbildern für die Stadtkultur« – in der Erlebnisgesellschaft längst unentbehrlich gemacht. Andererseits wird ihre soziale und politische Aufladung, die tatsächliche wie die intendierte, nach wie vor zu wenig betrachtet. Schließlich, und um mit Maurice Halbwachs »mémoire collective« zu sprechen, konsolidiert sich jede Gruppe durch die Schaffung von Orten, die nicht nur Schauplätze ihres Handelns abgeben, sondern Anhaltspunkte ihrer Erinnerung sind – und Symbole ihrer Identität. ■

Wolf Scheller

Was bleibt?

Zum Tod von Christa Wolf

Am 1. Dezember 2011 starb Christa Wolf im Alter von 82 Jahren in Berlin. Im Osten wie im Westen wurde die Schriftstellerin mit höchsten Auszeichnungen bedacht (Georg-Büchner-Preis, Nationalpreis 1. Klasse der DDR). Sie repräsentierte wie kaum eine andere die deutsche Nachkriegsgeschichte. Kein Nachruf, eine Erinnerung.

In ihrer Erzählung *Leibhaftig* erzählte Christa Wolf vom sterbenskranken Dasein einer Frau in mittleren Jahren, die in der Zeit ihres Krankenlagers an den Abgrund ihrer Existenz gerät und dabei das Essenzielle ihres Lebens Revue passieren lässt. Die schmale Erzählung handelt von drohendem Abschied, von bereits erfolgtem Zusammenbruch allgemeiner und individueller Erwartungen, von Erkenntnis und Enttäuschung, auch von Verrat und Einsicht ins Unvermeidliche. Sie steht ganz



Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de

in der Tradition des Werks dieser mitfühlenden Erzählerin, die bereits in *Nachdenken über Christa T.* ein literarisch höchst

kunstvolles Beispiel für stilles Leiden an sich selbst gegeben hatte. Das alles mündet in die Erinnerung an Freundschaft und Vertrauen, das irgendwann und irgendwie auf schäbige Weise enttäuscht wurde. Und da ist schließlich das Nachdenken über die Gründe, die zum Niedergang eines Systems führten, über dessen Charakter sich die Patientin auch im fortgeschrittenen Stadium ihres politischen Reifeprozesses nicht im Klaren zu sein scheint. Fühlt sie mit Rosa, »die geschunden im Landwehrkanal« treibt? Fühlt sie mit jenen Bürgern des untergegangenen Staates, die sie mit »normalen Reiseerlaubnissen« in ihr »Territorium« zurückkehren sieht? 20 Jahre danach hieß es dann bei Christa Wolf: »Was ich brauche, ist eine Entgiftung, eine Reinigung, ein Purgatorium...«

Landsberg an der Warthe gehörte früher zu Deutschland und ist heute eine polnische Stadt – Gorzów Wielkopolski. Christa Wolf ist hier zur Welt gekommen. Ihr Prosawerk *Kindheitsmuster* endet mit den Worten: »Sicher, beim Erwachen der Welt die festen Körper wieder vorzufinden, werde ich mich der Traumerfahrung überlassen, mich nicht auflehnen gegen die Grenzen des Sagbaren.« Sie hat sich an diese Grenzen gehalten, als Schriftstellerin, als öffentliche Person, die ihr Leben als intellektuelle und Autorin vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Nazi-Jahre verstand. Ihr Engagement für den Sozialismus, so wie sie ihn begriff, ihre frühe Mitgliedschaft in der SED, später ihre Arbeit als »IM« für die Stasi – all dies war kein Opportunismus, sondern Ausdruck ihrer Überzeugung. Dass sie in den letzten Jahren der DDR immer wieder von tiefen Zweifeln über dieses Engagement geplagt wurde, hat sie – auch in ihren Tagebüchern – nicht verleugnet.

Es ist dieser Ton von Aufrichtigkeit, der Christa Wolf zur Ikone der DDR-Literatur gemacht hat. Sie bemühte sich, immer die Beste zu sein, sie artikulierte ihre moralischen Skrupel eindringlicher als die Kol-

legen im Schriftstellerverband, in dem sie rasch Karriere machte und nach Moskau geschickt wurde, weil man sich auf sie verlassen konnte. Andere haben anders über sie geurteilt, etwa Hans Mayer, der seiner einstigen Studentin »Mut zur Unaufrichtigkeit« bescheinigte – oder auch Marcel Reich-Ranicki, der sie als »Staatsdichterin« titulierte.

Aber eine Gesinnungsautorin ist Christa Wolf nie gewesen. Der Zusammenbruch der DDR war für sie wie eine schwärende Wunde: nicht einfach das Ende eines Staates, sondern die Bankrotterklärung eines Experiments, an dessen Erfolg sie selbst lange geglaubt hatte. *Der geteilte Himmel*, *Nachdenken über Christa T.*, *Kein Ort. Nirgends*, *Kassandra* und *Medea* – in allen diesen Werken, mit denen sie ihr literarisches Ansehen kontinuierlich vermehrte, hat Christa Wolf immer wieder die Grundfrage gestellt: Was bleibt? Sie glaubte an die Reformierbarkeit dieses Systems – und hat nicht sehen wollen, dass es hier schon von den Ansätzen her nichts zu reformieren gab. »Aber was sind Tatsachen?« fragt Christa T. im Roman. Antwort: »Die Spuren, die die Ereignisse in unserem Innern hinterlassen.«

Gratwanderung und Heimatsuche

Damals – Mitte der 60er Jahre, als die Inkubation dieser Erzählerin noch nicht abgeschlossen war, warf man ihr in der DDR vor, sie verherrliche Innerlichkeit und Idylle, reduziere die Beziehung von Individuum und Gesellschaft aufs bloß Private. Aber gerade die Fixierung ihrer Erzählfiguren auf den Standort individueller Moral und Verantwortung haben Christa Wolfs Bücher auch im Westen populär gemacht, nicht immer bei der professionellen Kritik, wohl aber beim Leserpublikum, das in diesen Texten die eigenen schmerzreichen Erfahrungen bestätigt fand. Insofern ist Christa Wolf die authentische Stimme

einer Generation, die sich im vereinigten Deutschland von heute noch nicht gefunden hat. Diese ideologische Heimatlosigkeit ließ sich – wie geschehen – mit politischen und moralischen Argumenten zwar relativ leicht niedermachen. Doch wurde dabei übersehen, dass die Vita dieser Autorin keineswegs nur aus sozialistischer Heilerwartung gespeist wurde. Sie hat sich ihre Themen nicht nach Gusto vorgenommen, sie waren ihr vorgegeben. Bücher wie *Medea*, *Kassandra* oder *Was bleibt?* machten ihre eingeschüchterte, aber auch selbstkritische Position kenntlich. Als sie vor Jahren mit dem Nelly-Sachs-Preis geehrt wurde, fragte sie: »Müssen wir nicht damit anfangen, eine Liste der verlorenen Wörter anzulegen, so wie die Naturforscher Listen der aussterbenden Arten angelegt haben, die täglich länger werden?«

Es war diese Spurensuche, das Bewahren und Rettenwollende, das Christa Wolf immer wieder an die »Grenzen des Sagbaren« stoßen ließ. Gratwanderung und Heimatsuche zugleich. In einem Brief an einen »Herrn D.« aus Freiburg im Breisgau schrieb sie 1982 die prophetischen Worte: »In einer ganz oder teilweise falschen,

selbstgefälschten Realität zu leben, bedeutet auch, dass Rausch und Wahndenken nahe liegen.« Dass sie nach der Wende im Westen die »Rachsucht der ehrgeizlosen Talentlosen« erfuhr, hat sie jahrelang verstummen lassen. Es war ein Phänomen, das ihr auch in der DDR bereits begegnet war: Hier wie dort konnte sich Niedrigkeit im Zeichen einer selbstgerechten »besseren gesellschaftlichen Moral« ungehemmt austoben. Was bleibt, fasste sie in die für sie typische Fragestellung: »Unser ganzes Leben kann doch nicht falsch gewesen sein. Es gibt kein richtiges Leben im falschen, aber wo gibt es ein richtiges, in dem man richtig leben könnte?«

In ihrem letzten großen Werk, dem Roman *Stadt der Engel*, zeigte sich Christa Wolf noch einmal in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit, mit der sie sich zwischen preußisch-pietistischer Innerlichkeit und säkularisierter Moral zu verirren drohte. Und flugs rettete sie sich in ihr ureigenes Gedankenmuster: »Ich möchte sein, wo es noch Geheimnisse gibt. Wo nicht einem jeden sein Geheimnis mit Gewalt entrisen wird, weil nur so die Welt sauber sein kann.« ■

Hanjo Kesting

Karneval der Freiheit und Menschlichkeit

Charles Dickens zum 200. Geburtstag

Am Ende des 19. Jahrhunderts, 30 Jahre nach seinem Tod, schien Charles Dickens' Stern, der zu Lebzeiten so hell gestrahlt hatte, bereits wieder im Sinken begriffen. Selbst in England begann das gebildete und anspruchsvolle Publikum über den Autor von *Oliver Twist* und *David Copperfield* die Nase zu rümpfen. In intellektuellen Kreisen fand man ihn, den Liebling der breiten Lesermassen, vulgär und plebejisch, und es war die herrschende Meinung,



Hanjo Kesting

(* 1943) Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: *Ein Blatt vom Machandelbaum*. Deutsche Schriftsteller vor und nach 1945.

dass sein Gefühlüberschwang abscheulich und sein Stil trivial seien. »Er versagt auf